

Die Rungrüfe

Autor(en): **Jehli, Johann Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **53 (1949-1950)**

Heft 24

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672175>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ter erschlagen; vom Streiche eben dieses Instrumentes sei Jenatsch gefallen.“

Wenn Jenatsch auch nicht unverdient den traurigen Tod erlitt, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß sein abenteuerliches Leben in eine sturmberwegte Zeit fiel, und deshalb sagt Konrad Ferdinand Meyer in seinem Bündner-

roman: „In einem Stück wenigstens überragt Jenatsch unsere größten Zeitgenossen — in seiner übermächtigen Vaterlandsliebe. Wie ich ihn kenne, strömt sie ihm wie das Blut durch die Adern. Sie ist der einzige, überall passende Schlüssel zu seinem vielgestaltigen Wesen.“

Johannes Jegerlehner

Die Rungrübe

Von Johann Jakob Jehli

Das Seitental steigt vom Rhein aus bis zu seinen hintersten Gehöften um 1400 Meter. Es ist in seiner langen Flucht von zwei Bergketten eingeschlossen. Es ist keilsförmig, ohne Talsohle, so daß zuletzt der Fluß wildschäumend und mit donnerndem Getöse seinen Weg hindurch erzwingen muß. Noch um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts führte nur eine beschwerliche und gefährliche Säumerstraße bis zu den letzten Wohnstätten hinein und verband so fast alle die kleinen Ortschaften, die auf den Terrassen in der Mitte der rechten steilen Berglehne sich breitmachen.

Der Boden ist karg und gibt nichts freiwillig her als Wald und Viehweide. Nicht fett werden die Wiesen, und die Kartoffeln und Gerstenäcker sind bald gezählt. Die meisten Lebensmittel müssen daher von außen zugeführt werden. Das Holz, das die Gemeinden verkaufen können, wurde früher geflöszt. Eine gefährliche Arbeit. Aber die Flößer tranken gern den Schnaps, den die Holzhändler ihnen bisweilen bezahlten, um Courage zu machen.

Auf der linken, vordern Talseite liegt ein Bauerndorf tollkühn auf einer mehrere hundert Klaster hohen, zerklüfteten Felswand, die fast senkrecht zum Fluß niederfällt. Die Kirche befindet sich am äußersten Rand des Abgrundes, eine Erscheinung, die man in Graubünden nicht selten wahrnehmen kann. Das kleine Gotteshaus hat eine Merkwürdigkeit aufzuweisen.

An einer der Kirchwände bemerkt man eine Öffnung oder eine Vertiefung im Mauerver-

putz. In dieser Lücke der Wandverkleidung erblickt man einen Menschenkopf, eine alte Malerei. Wenn man nach dem Grund dieser Merkwürdigkeit im Dorfe fragt, bekommt man den erwünschten Bescheid.

Nach dem Uebertritt der Ortschaft zum Protestantismus zur Reformationszeit, wurde später einmal die Kirche einer Renovation unterzogen. Dabei wurden alte Malereien an den Mauern abgekratzt, übertüncht und zu gedeckt. Die Restaurierungsarbeiten wurden von italienischen Maurern ausgeführt. An erwähnter Wand befand sich ein Christusbild in natürlicher Größe. Auch dieses Gemälde sollte zugedeckt werden. Aber die welschen Maurer weigerten sich, dies zu tun. Auf vieles Zureden ließen sie sich dann ungern herbei, dem Befehl des despotischen Vorstehers und Kirchenpflegers Folge zu geben. Sie kratzten unwillig den alten Bewurf weg und hüllten das Bild mit Mörtel zu und verputzten die Stelle wie die übrige Mauer. Aber den Kopf des Bildes ließen sie unberührt stehen. Als man die Lücke wahrnahm, reklamierte der unerbittliche Ortsvorsteher. Auch das Gesicht sollte verschwinden. Aber die Italiener weigerten sich jetzt entschieden, der Forderung nachzukommen. „Warum nicht?“ schrie der Vorsteher sie an. Die Antwort lautete bestimmt, sie würden das Kopfbild unter keinen Umständen abkratzen, noch viel weniger dem Heiland Mörtel ins Angesicht werfen. Es sei schon zu viel getan worden, indem sie den übrigen Körper am Gemälde zugedeckt und damit

ihr Gewissen belastet hätten. Aber die Verantwortung trage er, der gottlose Vorsteher, und die Strafe, die dafür zu gewärtigen sei.

Eine gute halbe Stunde talaufwärts, aber tief unten rechts, nur wenig über dem Fluß, liegt ein anderes Dörfchen, das einzige in der Talschaft, das so tief gelegen ist. Im Winter sieht es sechs Wochen lang keine Sonne. In den andern Jahreszeiten jedoch ist sie dem Nestchen um so wohlwollender gesinnt. Die Ortschaft befindet sich auch in einer vom Nordwind geschützten Mulde, inmitten grüner Wiesen und so dicht mit Obstbäumen belagert, daß es aussieht, als würden Kinder beim Ringelreihen einander die Hände reichen. Das Kirchlein thront nicht stolz und waghalsig, wie in der vorher erwähnten Ortschaft auf der Höhe, sondern schmiegt sich wie schußsuchend, an die Berglehne. Es ist so niedrig, daß bergwärts das Dach fast zum Boden reicht. Und an seiner Stirne stehen — wie es demütig seiner Niedrigkeit bewußt wäre — die Worte geschrieben: „Suchet, was droben ist.“

Zwischen den so gezeichneten Dörfern, dem oben auf der Höhe und dem tief am Flusse unten, breiten sich auf der linken Talseite die Heuberge der beiden Dörfer aus. Die Bauern der ersteren Ortschaft müssen zu diesen Maiensäfen niedersteigen und die der zweiten über die Flußbrücke und zu ihnen hinaufstapfen. Die Bergwiesen der beiden Nachbardörfer grenzen aneinander.

Der nun schon erwähnte Ortsvorsteher im Hochdorfe war der Vater eines frischen Burschen, dem er schon früh eine reiche Braut bestimmt hatte. Denn er war selbst ein vermöglicher Bauer und besaß die meisten und besten Wiesen und im Dorfe eine stolze Heimstatt. Aber, wie es sich oft erweist, der Sohn besaß ein ebenso steifes Genick als der Vater. Seine Liebe jedoch zielte nach einer andern Richtung, als der Vater es haben wollte und bereits bestimmt hatte.

Sein schönster Maiensäf mit nagelneuem Vieh- und Heustall drauf grenzte an ein kleines Gütchen, das einem armen Flößer im untern Dörfchen gehörte, der nur eine Kuh und einige Ziegen sein Eigen nannte, aber ein Halb-

duzend Kinder zu ernähren hatte. Das älteste Mädchen war bereits aus der Schule. Es griff überall bei der Arbeit herzhast zu, half der Mutter und ersetzte den Vater auf dem Feld. Sie schwang die Sense wie ein Mann und nicht leicht, daß einer sie aus der Mahd gejagt haben würde. Auch verstand sie die Tiere zu füttern. Zu alledem besaß sie ein frohes Gemüt und sang wie eine Lerche. Solch ein Wesen bedeutet ein Kapital, und die Burschen waren hinter ihr her wie bezaubert. Der Sohn vom erwähnten Vorsteher schien die andern alle auszustechen. Aber Brenali ließ, trotz ihres heitern Wesens, die tollten Jungen nicht mit sich spielen. Auch den Philipp des Vorstehers nicht. Sie wußte, was sie war, und so stieg ihr Wert noch höher im Kurs bei den Burschen. Philipp sagte sich: „'s Brenali und keine andere.“

Als der Vater erfuhr, wie sich die Dinge um seinen Sohn verhielten, stampfte er, daß die Diele krachte. „Bist du verrückt?“ schrie er den Jungen an. „Schämst du dich nicht, dieser Hungerleiderin nachzulaufen?“

„Die will ich und keine andere,“ gab ihm der Sohn entschieden zurück und hielt dem erbosten Vater die Stange.

„Wenn du deinen Willen durchsetzen willst,“ sprach der Alte, als alles Zureden im Sande zu verlaufen schien, „so tue es. Aber, daß du es weißt, ich werde dich enterben, du Troßkopf!“

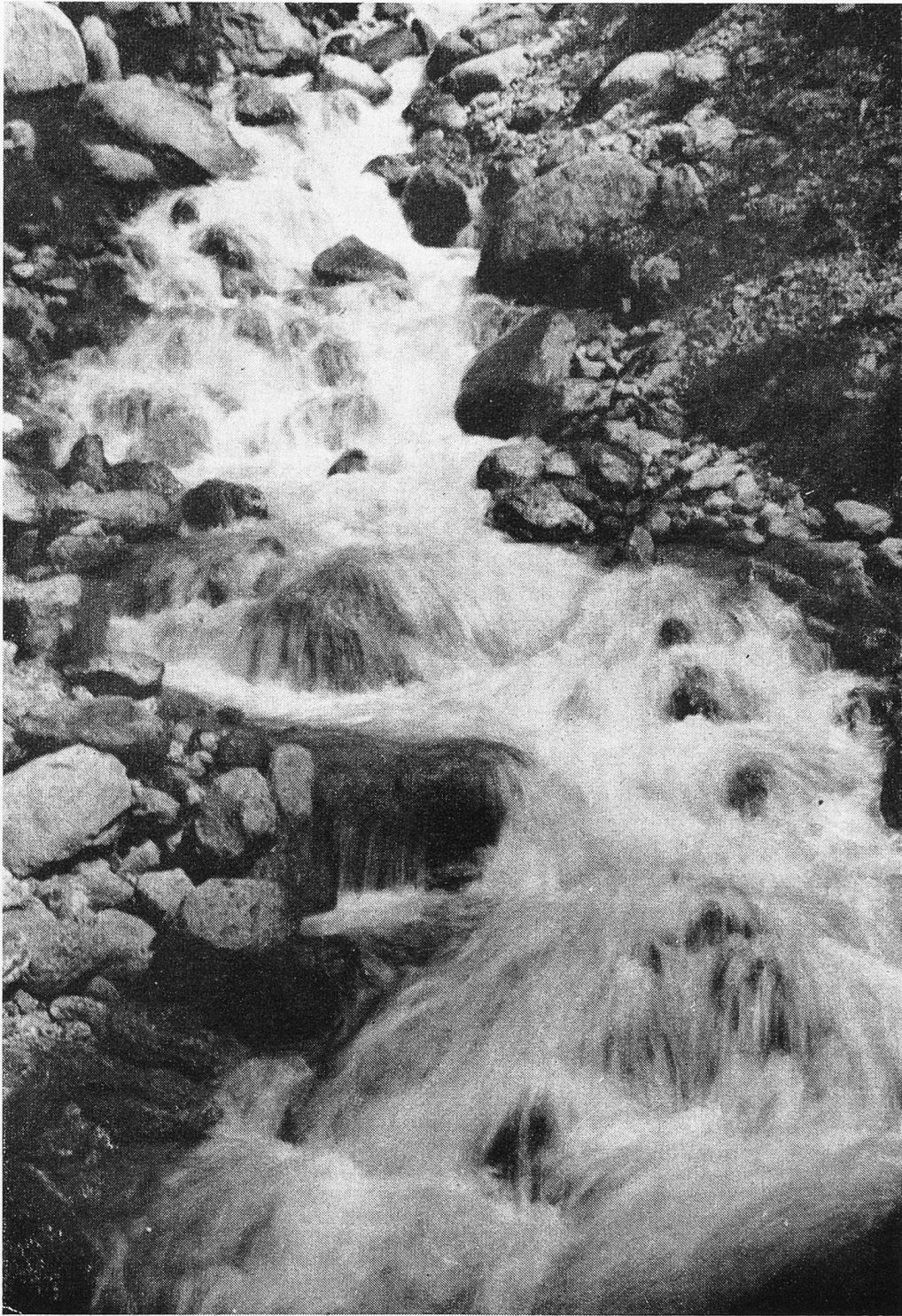
„Auch das kannst du tun,“ versetzte der Junge ohne Zögern.

„Du nimmst die Urschel am Büel, sage ich,“ fuhr der Vater fort. „Besinne dich. Verscherze dein Glück! Sitz du nur bei der Not zu Tische, und die Liebe ist futsch.“

Der Sohn erwiderte darauf kein Wort, entfernte sich und ließ den ergrimmtten Vater stehen.

„Vielleicht kommt er zum Verstand, der Stiergrind,“ dachte der Alte.

Aber nun nährte er eine heimliche Wut gegen das Mädchen, das dem Jungen den Kopf zu verdrehen schien. Er nahm sich vor, sie einmal allein unter vier Augen zu treffen, sie ins Gebet zu nehmen und ihr die Leviten zu lesen, daß ihr die Lust vergehen sollte, an seinen Philipp zu denken.



*Wer hat sich nicht auf seinen Wanderungen an der verborgenen Schönheit
eines herniedereilenden Bergbaches gefreut!*

Aber der ergrimimte Vorsteher machte die Rechnung ohne den Wirt, denn es gibt eine Macht, man nenne sie Vorsehung, Schicksal oder Zufall, eine Macht, die aller menschlicher Berechnung, List und Gewalt spottet.

Es war ein heißer Tag anfangs August. Auf den niedern Heubergen, in den Gadenstätten, war das Heu beinahe alles gemäht und unter Dach gebracht worden. Ja, auf den Fettwiesen grünte schon das Gmd. Philipp, der Knecht und einige Heuer waren auf eine höhere Maiensäß nahe der Ochsenalp gezogen. Im Dorf lag nach dem Mittagessen der Vorsteher eine Weile auf dem Faulenzer. Nach dem Schläfchen trat er ans offene Stubenfenster. Es war schwül zum Ersticken. Wie er so auf die Maiensäß niederschaut, streift sein Auge auch seinen stolzen Heuberg, den der neue, prächtige Stall krönte. „Was ist das?“ fragte er sich. Denn dort unten war noch ein Weibsbild eifrig beschäftigt, ein Heutuch zu füllen. Kurz entschlossen greift er nach dem Hut, verläßt das Haus und schlägt den Weg hinunter zu den Gadenstätten ein. „Das trifft sich gut,“ dachte er bei sich. „Du wirfst deine Augen aufstun und die Ohren spitzen, du schlaue Hexe, du.“ Und der alte Fuchs leckte sich die Lippen, wäre aber in seinem eifrigen Gang schier über einen faustgroßen Stein gestolpert.

Bei seinem Stall angelangt, ließ er den Blick prüfend über das Feld schweifen und — richtig, nicht weit über dem Bach drüben trug das Mädchen gerade eine Blache Heu zu ihrem Stall. Etwas unterhalb sputeten sich noch einige Heuer, um das in Haufen Gezogene einzubringen, denn es mußte ein Wetter kommen. Der Vorsteher ging auf sein Ziel los, sprang über den Bach und stand bald darauf vor dem Stall, auf dessen Tenne Brenali das eingetragene Heu mit der Gabel auf den Stock warf.

„Sooo, zapple nur, daß du deine Hamfel noch unter Dach bringst,“ schnarchte er auf dem Tortramen verächtlich.

Das Mädchen drehte sich um, schier erschrocken, denn den Vorsteher hatte es nicht erwartet. „Ich bin gerade fertig geworden,“ erwiderte es und schob mit der Hand einige lose Locken aus der nassen Stirne. Dann fuhr es in der Arbeit fort,

wie wenn der Vorsteher gar nicht da wäre. Denn er hatte sie nicht gegrüßt, aber gekränkt.

„Bist du immer so kurz angebunden, du freche Hexe?“ frug der Alte empört.

„Das kommt drauf an,“ gab sie zurück, ohne sich umzusehen.

„Das scheint mir fast,“ knurrte der Dorferste grimmig. „Aber dem Philipp verbiete ich, dir nachzuschleichen. Verkehr du mit deinesgleichen.“

Mit einem Ruck wandte sich jetzt Brenali um und maß den anmaßenden Alten mit einem Blick, der deutlich genug war. „Einen andern Ton, Vorsteher, hier bin ich Meister, nicht du!“ Und sie unterbrach seinen Schimpfswall mit resoluter Stimme. „Ich bin noch niemandem nachgelaufen, nicht den Burschen, auch dem Philipp nicht. Ihr könnt ruhig sein, Vorsteher, anlocken ist nicht meine Art. Euer Philipp kommt ungerufen. Ich gebe ihm Red und Antwort wie jedem Menschen. Aber jetzt, da Ihr so redet, werde ich ihm die Türe schließen.“

Der Dorfgewaltige fuhr auf: „Du hochmüt...“ Das Wort brach auf seinen Lippen und blieb unausgesprochen. Ein furchtbarer Windstoß erschütterte den Stall, ein Blitz flammt auf, ein Donnerknall, alles auf einmal, daß einem sehen und hören vergeht. Plötzlich war auch der Alte fort und davon. Der Regen setzte ein. Im Nu schien der Boden ein einziges Rinnen. Das Brenali sah zwischen den Rundbalken hindurch nach dem Vorsteher aus. Wie das niederplakzte!

Endlich entdeckte sie ihn. Er hantierte mit einem Pichel vor seinem Stall im ärgsten Regen, wahrscheinlich, um das Regenwasser vom Düngerhaufen wegzuleiten. Aber gleich verlor sie ihn wieder aus den Augen. Wolken, Sturm und Regen hatten den Tag beinahe in Nacht verwandelt. Nur wenn ein Blitz fiel, flammte es grell auf.

Aber nun kam das Schreckliche. Hoch oben auf der Alp war es auf einmal, als ob der Berg zur Hälfte sich losgerissen hätte, ein Krachen und Dröhnen, daß die Erde erzitterte. Es war unheimlich, wie wenn wirklich der Berg stürze, um alles unter sich zu begraben. Brenali warf das leere Heutuch in aller Hast über Kopf und Schultern und rannte ins Freie. Ja, es mußte von oben herab etwas Furchtbares kommen,

aber es war zu sturmfinstern, um das drohende Unglück zu erkennen. Wo war auch der Vorsteher hingekommen? Sie vergaß, was er soeben ihr angetan. Ein gemeinsames Unglück eint die Menschen. Sie eilte dem Bach zu, der war aber in diesen wenigen Augenblicken hoch angeschwollen. Endlich fand sie eine schmale Stelle, wo sie ihn zu überspringen vermochte.

Bald tauchte der große Neubau vor ihr auf. Vor dem Viehstall kroch eine unbestimmbare Gestalt am Boden, und sie vernahm eine jammernde Stimme, und die gehörte dem Vorsteher. Sie warf einen Blick bergwärts und gewahrte mit tödlichem Entsetzen jetzt eine ungeheuer hohe Lawine von Schlamm, Schutt, Stein und grünem Holz träge, jedoch unaufhaltjam, sich zu Tal wälzen. Der Hauptstrom kam auf Vorstehers Gadenstatt zu. Wie ein Blitz schoß der Gedanke ihr durch den Kopf: Rette dich! Sie stürzte auf den Stall zu. „Fliehet, fliehet!“ rief sie dem am Boden krochenden Alten zu. Allein, der vermochte sich nicht auf den Füßen zu halten und stöhnte. Er hatte mit dem Pickel, wie er nachher erzählte, beim Graben sich ins Schienbein geschlagen, und das war entzwei. Als der Mann sich nicht zu helfen wußte, riß Brenali das Heutuch von ihren Schultern, packte den Unglücklichen, legte ihn in das Tuch und zog die Bürde die Wiesen hinunter in Sturm und Regen. Hundert Schritte unter dem Gaden ragte ein haus hoher Felsblock, auf dem zuoberst noch einige Tannen Wurzel gefaßt hatten, aus dem Gelände empor. Hier zog sie mit all der Kraft, die die nahende Gefahr ihr verlieh, an der bergwärts liegenden Seite, wo der Felskegel besteigbar war, die schwere Last bis zur Höhe.

Von der ungewöhnlichen Anstrengung ermattet, sank sie, auf dem Felskopf angelangt, neben ihrer seltsamen Bürde zu Boden. Auch der Vorsteher rieb sich die finstere Stirne und wußte noch nicht, wie es ihm geworden war. Sie erholten sich aber schnell wieder, und beide erblickten mit Schrecken, wie die sich unaufhaltjam vorwärts wälzende Schuttlawine den stolzen Stallbau vom Boden segte, um im nächsten Augenblick die Trümmer unter sich zu begraben.

Das Gewitter hatte unterdessen an Stärke verloren, der Regen ließ nach. Der Donner ver-

hallte in der Ferne. Die Umgebung wurde übersichtlicher. Die Rufe setzten ihren Lauf fort und hatte jetzt den Felskopf erreicht. Hielt er stand? Schrecklicher Augenblick! Der Fels erbehte, die gewaltige, vorwärts drängende Schuttlast rüttelte mit furchtbarer Wucht daran. Aber er stand fest und teilte die ungeheure Masse, und der Schlammzug zog krachend und tosend an beiden Seiten vorbei. Ein ganzer Tannenwald fuhr mit aufrechtstehenden Stämmen an ihnen vorbei. Vereinzelte Steinflöze sausten bisweilen hintennach, in gewaltigen Säzen und verloren sich in der vordersten Hauptwohle. Nicht mehr als eine Viertelstunde hatte das Gewitter und der Erdrutsch bis zu seinem Stocken im Talfluß gedauert.

Nunmehr überschaute man gut die Zerstörungssarbeit der niedergegangenen Rufe. Einen breiten Streifen Tannenwaldes hatte sie oben mitgerissen, mehrere Ställe waren verschwunden. Wo vor einer Viertelstunde noch die prächtigen Wiesen gestanden, gähnte nur mehr aufgerissener Boden, voll Steine, Schlamm und Schutt, ein trostloses Trümmerfeld.

Den weitaus schwersten Schaden hatte der Vorsteher, denn hier war der Hauptzug niedergegangen und hatte alles weggefegt. Ueberm Bach erblickte Brenali ihren Gaden unberührt stehen. Sie atmete dankbar auf, aber ihr Nachbar sprach kein Wort. Diese Stunde hatte dem rohen, stolzen Menschen Leib und Seele niedergeschmettert.

Jetzt erschienen in Scharen die Leute der beiden Nachbarhöfen, um die Wirkung des Erdrutches sich anzusehen. Man gewahrte zwei Menschen zuoberst auf dem Felssturm, der um zehn Meter höher geworden war, da die Rufe den Grund um ihn weggefressen hatte. Man eilte um Leitern und Seile, um die beiden herunter zu holen.

Der Vorsteher sollte lange Wochen liegen, bis sein gebrochenes Bein geheilt war. Während dieser Zeit dachte er oft bei sich, ob die Italiener Propheten gewesen seien, die die Kirche renoviert hatten. Dann überlegte er sich bisweilen auch, ob ein armes, gesundes und herzhaftes Mädchen nicht ein Kapital wäre. Als er zum erstenmal wieder ins Freie auf den Krücken

humpeln konnte, war er mit sich ins Reine gekommen. Als sein Sohn, der Philipp, ihm wieder die Stiege hinauf ins Haus half, sprach er zu ihm: „Ich muß dem Brenali unbedingt dankbar sein. Du sollst es haben.“

*

Diese aus Sage und Wirklichkeit geflochtene Geschichte hat der Erzähler aus dem Munde eines alten Schanfiggers vernommen. Seither hat sich im Schanfigg viel geändert. In den 1870er Jahren wurde die Landstraße Chur = Langwies erstellt und ein gutes Jahrzehnt später bis Arosa weiter gebaut. Gleichzeitig mit dem Straßenbau entwickelte sich der Fremdenverkehr.

Der Fremdenverkehr erhielt dann einen niegeahnten Aufschwung durch den Bau der Chur = Arosabahn 1914, mit elektrischem Betrieb. Mehrere Ortschaften im Tal, wie Tschiertchen und Praden, mit schönem Skigebiet und Ausblick, haben sich für den Wintersport eingerichtet.

Der Ackerbau ist zurückgegangen. Die alten, heimeligen Mühlen klappern nicht mehr. Seinen idyllischen Charakter hat noch das Dörfchen Molinis mitten in der Talschaft, unten an der Pleffur, bewahrt.

Zwischen Molinis und Tschiertchen, auf der linken Seite der Pleffur, breiten sich Gadenstätt aus, die Maiensäße. Es ist das Gebiet der Rungrübe. Sie ist die tiefste Grundrüse in Graubünden und hat nicht ihresgleichen. Es erheben sich auf ihrem Gebiet, das auch der Tummelplatz des Hirschwildes ist, mehrere Erosionskegel, von denen einer siebenzig Meter hoch ist.

*

Im Frühling 1939 traf der Erzähler noch einmal mit seinem alten Bekannten, Georg Donau von Bagig, im Spital zusammen. Er war jetzt mit seinen 89 Jahren stark geknickt, geistig aber von noch jugendlicher Frische. Wir sangen bisweilen in leichteren Stunden im Esszimmer, wo wir uns auch unterhielten, ein Lied miteinander. Der muntere Greis liebte den Gesang. Auch sein Gedächtnis war frisch geblieben. Er rezitierte mit dem Feuer eines Jünglings und mit korrektem Ausdruck, der einem geschulten Rezitator alle Ehre gemacht hätte, das umfangreiche Gedicht Bürgers „Der Kaiser und der Abt“.

Wir blieben lange Monate im Spital beisammen, der Erzähler, um zu genesen und Georg Donau — er starb im gleichen Jahr.

D A S M O H N F E L D

Es war einmal, ich weiss nicht wann
Und weiss nicht wo. Vielleicht ein Traum.
Ich trat aus einem schwarzen Tann
An einen stillen Wiesensaum.

Und auf der stillen Wiese stand
Rings Mohn bei Mohn und unbewegt
Und war bis an den fernsten Rand
Der rote Teppich hingelegt.

Und auf dem roten Teppich lag,
Von tausend Blumen angeblickt
Ein schöner, müder Sommertag,
Im ersten Schlummer eingnickt.

Ein Hase kam im Sprung. Erschreckt
Hat er sich tief ins Kraut geduckt,
Bis an die Löffel zugedeckt,
Nur einer hat herausguckt.

Kein Hauch. Kein Laut. Ein Vogelflug
Bewegte kaum die Abendluft.
Ich sah kaum, wie der Flügel schlug.
Ein schwarzer Strich im Dämmerduft.

Es war einmal, ich weiss nicht wo.
Ein Traum vielleicht. Lang ist es her.
Ich seh nur noch, und immer so,
Das stille, rote Blumenmeer.

Gustav Falke